

Drei

Mr. Babcock wartete an der Haltestelle Woodley Park und war völlig aus dem Häuschen. Theo entschuldigte sich mehrmals dafür, dass er angeblich bei dem Gedränge nicht rechtzeitig aus dem Zug gekommen war. Er log nur ungern. Es war nicht in Ordnung, und er bemühte sich stets, bei der Wahrheit zu bleiben. Manchmal sah er sich allerdings gezwungen, aus gutem Grund ein wenig zu flunkern. In der U-Bahn hatte er blitzschnell entschieden, dass es wichtiger war, Pete Duffy mit allen Mitteln festzunageln, als wie vereinbart auszusteigen. Dann wäre ihm Duffy nämlich entwischt, und er hätte diese großartige Gelegenheit verpasst. Wenn er aber Mr. Babcock gegenüber zugab, dass er absichtlich in der U-Bahn geblieben war, würde das furchtbaren Ärger geben. Die Wahrheit über Pete Duffy konnte er nicht erzählen, zumindest noch nicht, weil er selbst nicht wusste, was er damit anfangen sollte. Er musste erst einmal alleine in Ruhe darüber nachdenken.

Und er musste mit seinem Onkel Ike reden.

Im Augenblick sah er sich allerdings gezwungen, sich bei Mr. Babcock zu entschuldigen, der ohnehin kein sehr stabiles Nervenkostüm hatte. Als sie wieder im Hotel waren, schleppte Mr. Babcock Theo zu Mr. Mount und beschwerte sich lang und breit über seinen missratenen Schüler.

»Der Mann ist das reinste Nervenbündel«, murmelte Theo, kaum dass Mr. Babcock gegangen war.

Mr. Mount vertraute Theo, und wenn sich einer seiner Schüler in der Großstadt zurecht fand, dann Theodore Boone. Daher widersprach er nicht und meinte nur: »Mach das nicht noch mal, okay? Pass auf, wo du bist.«

»Natürlich«, sagte Theo. *Wenn der wüsste.*

Zum Abendessen gab es Pizza für alle in einem Ballsaal des Hotels. Da es keine Sitzordnung gab, ließen sich die Jungen wie üblich auf der einen Seite nieder und die Mädchen auf der anderen. Theo knabberte an einem Stück Kruste und trank Wasser aus einer Flasche, aber in Gedanken war er nicht bei der Pizza. Er war überzeugt, dass er Pete Duffy gesehen hatte. Duffys Gang kannte er, weil er ihn damals auf dem Weg zur Verhandlung beobachtet hatte. Die Bewegungen waren dieselben. Größe und Körperbau stimmten auch. Augen, Nase, Stirn und Kinn waren eindeutig identisch. Theo hatte sich im Bad des Hotelzimmers eingesperrt

und das Video auf seinem Handy ein Dutzend Mal studiert.

Theo hatte Pete Duffy gefunden! Schwer zu glauben, und er hatte keine Ahnung, was er als Nächstes tun sollte. Dabei hätte er in seiner Aufregung beinahe etwas Wichtiges vergessen. Als Duffy untergetaucht war, hatte die Polizei eine Belohnung von hunderttausend Dollar für Hinweise ausgesetzt, die zu seiner Ergreifung und Verurteilung führten. Auf seinem Zimmer war Theo vor dem Abendessen ins Internet gegangen und hatte das mit der Belohnung überprüft. Auf der Website der Polizei von Strattenburg befassten sich gleich mehrere Seiten mit dem Fall Duffy. Sie zeigten verschiedene Großaufnahmen von seinem Gesicht.

Handys waren während der Mahlzeiten streng verboten – wenn ein Erwachsener eines entdeckte, wurde es sofort beschlagnahmt. Das Pizzaessen war erst halb vorbei, als sich Theo bei Mr. Mount abmeldete, weil er angeblich zur Toilette musste. Dort sperrte er sich in einer Kabine ein.

»Ich dachte, du bist in Washington«, sagte Ike.

»Bin ich auch. Ike, ich habe Pete Duffy in der Metro gesehen. Er war es ganz sicher.«

»Ich dachte, der ist in Kambodscha oder so.«

»Im Augenblick jedenfalls nicht. Er ist hier in Washington. Ich habe ihn auf Video. Ich schicke dir das gleich per E-Mail. Sieh es dir an, ich melde mich später.«

»Du meinst das wirklich ernst, was?« Ikes Ton wurde plötzlich schärfer.

»Todernst. Bis nachher.« Theo schickte Ike in aller Eile eine E-Mail mit dem Video und lief zurück zum Ballsaal.

Nach dem Abendessen, als es dunkel geworden war, wurde die gesamte achte Klasse in die vier Busse verfrachtet und zum Lincoln Memorial gefahren. Dort wuselten sie um die berühmte Statue von Abraham Lincoln herum, der mit ernster Miene – *Lächelte der Mann eigentlich nie?*, fragte sich Theo – in die Ferne blickte, während seine Hände die Lehnen seines Stuhls umklammerten. Die Beleuchtung verstärkte die Schatten auf seinem Gesicht, und Theo war schwer beeindruckt. Mit Unterstützung eines Parkaufsehers stellte Mr. Babcock, der offenkundig ein großer Lincoln-Fan war, am Fuße der Treppe mit ihren exakt achtundfünfzig Stufen einen großen Bildschirm auf, um den sich die Schüler zu einem kurzen Vortrag scharten. Es war mucksmäuschenstill, als Mr. Babcock die wichtigsten Ereignisse in Lincolns Leben zusammenfasste. Das hatten sie zwar alles im Unterricht behandelt, aber auf den Stufen zu seinem Denkmal gewann es eine ganz neue Bedeutung. Mr. Babcock, ein engagierter Lehrer, begleitete seinen Vortrag mit Fotos von Lincoln in verschiedenen Phasen seines Lebens.

Obwohl die Schüler auf Marmorstufen saßen, wurde keiner unruhig oder tuschelte. Sie folgten dem Vortrag mit großem Interesse. Als Theo aufsaß, fiel sein Blick auf die spiegelnde Wasserfläche des Reflecting Pool direkt vor ihnen. Dahinter ragte in etwa eineinhalb Kilometern Entfernung das ebenfalls perfekt angestrahlte Washington Monument empor. Noch einmal eineinhalb Kilometer entfernt erhob

sich das Kapitol, dessen prächtige Kuppel in der Dunkelheit glänzte. Als Theo sich umdrehte, blickte Präsident Lincoln streng auf sie herab.

Theo wusste, dass er diesen Augenblick nie vergessen würde.

Applaus brandete auf, als Mr. Babcock seinen Vortrag beendete. Als Nächste war Ms. Greenwood an der Reihe, eine Afroamerikanerin, die die Mädchen in Englisch unterrichtete und allgemein beliebt war. Sie begann damit, dass sie die Schüler aufforderte, zum Washington Monument zu sehen und sich fast eine Viertelmillion Menschen vorzustellen, die sich auf der National Mall drängten. So war es am 2. August 1963 gewesen, als schwarze Amerikaner aus dem ganzen Land nach Washington gekommen waren, um Gerechtigkeit und Gleichheit zu verlangen. Ihr Anführer war ein junger Baptistenprediger namens Martin Luther King gewesen.

Während sie sprach, spielte sie auf dem Monitor Bilder ein, Fotos der Menge an jenem Tag, Bilder von Menschen, die marschierten und Schilder schwenkten. Sie erklärte, Martin Luther King habe ganz in der Nähe auf einem improvisierten Podium eine der berühmtesten Reden in der Geschichte Amerikas gehalten, unter dem stolzen Blick des Präsidenten, der der Sklaverei ein Ende gesetzt hatte. Dann spielte sie einen Film ab, eine Schwarzweißaufnahme der Rede »*I have a Dream*« von Martin Luther King.

Theo hatte die Rede früher schon gesehen und gehört, aber diesmal kam sie ihm viel bewegender vor. Während Martin Luther Kings Worte durch die Nacht hallten, ließ Theo seinen Blick über die Mall streifen und versuchte, sich den historischen Tag vorzustellen: mit Tausenden von Menschen, die dicht an dicht nebeneinander standen und den unvergänglichen Worten lauschten.

Auch Ms. Greenwood wurde mit Applaus bedacht, als sie fertig war. Danach verkündete Mr. Mount, das sei der letzte Vortrag gewesen. Die Schüler bekamen die Erlaubnis, noch etwa eine Stunde am Reflecting Pool zu bleiben.

Theo suchte sich einen Platz auf einer Parkbank und schickte Ike eine SMS.

Hast du das Video bekommen? Was hältst du davon?

Ike hatte offenbar schon gewartet.

Würde sagen, es ist p duffy. Lass uns reden.

Okay. Später.

Später, als seine drei Zimmerkollegen fernsahen und darauf warteten, dass die Anweisung »Licht aus!« von Mr. Mount kam, verzog sich Theo ins Bad, schloss die Tür ab und setzte sich auf die Toilette. Er rief Ike an, der offenbar wieder mit dem Telefon in der Hand wartete.

»Hast du irgendwem davon erzählt?«

»Natürlich nicht«, sagte Theo. »Nur dir. Was machen wir?«

»Ich habe mir einen Plan überlegt. Ich nehme die Frühmaschine nach Washington, dann bin ich gegen Mittag am National Airport. Ich will in der U-Bahn sein, wenn er nachmittags einsteigt, und ihm so dicht wie möglich auf den Fersen bleiben. Ich brauche Uhrzeit, Haltestelle und Metro-Linie.«

Theo hatte sich Notizen gemacht und sie auswendig gelernt. »Das ist die Red Line. Wir sind an der Haltestelle Metro Center eingestiegen, und da war er definitiv schon im Zug.«

»Wie viele Waggons hatte der Zug?«

»Äh, da kann ich nur raten, sieben oder acht, würde ich sagen.«

»Und in welchen Waggon bist du eingestiegen?«

»Weiß ich nicht, aber irgendwo in der Mitte.«

»Wie viel Uhr war es?«

»Irgendwas zwischen halb fünf und fünf. Er ist in der Red Line geblieben und in Tenleytown ausgestiegen. Ich bin ihm etwa dreihundert Meter lang gefolgt, bevor ich ihn verloren habe. Ich wollte mich nicht allzu weit von der Haltestelle entfernen, nicht gerade mein Heimatrevier.«

»Okay, mehr brauche ich nicht. Ich bin morgen da. Du bist wahrscheinlich den ganzen Tag beschäftigt.«

»Den ganzen Tag und den ganzen Abend. Morgen gehen wir ins Smithsonian.«

»Viel Spaß. Ich schicke dir morgen Abend eine SMS.«

Theo war erleichtert, dass ein Erwachsener im Spiel war, auch wenn dieser Erwachsene nur Onkel Ike war. Allerdings machte ihm das Aussehen des alten Burschen Sorgen. Ike war Mitte sechzig und sah auch so aus. Er trug das weiße Haar lang und zu einem Pferdeschwanz gebunden. Er hatte einen zotteligen grauen Bart, trug normalerweise ausgeflippte T-Shirts, abgewetzte alte Jeans, eine merkwürdige Brille und selbst bei kaltem Wetter Sandalen. Alles in allem war Ike Boone ein Typ, der eher die Aufmerksamkeit auf sich zog, als dass er unbemerkt durchgegangen wäre. Er lebte ziemlich zurückgezogen, war in Strattenburg aber durchaus bekannt. Falls Pete Duffy Ike je begegnet war oder ihn auch nur gesehen hatte, würde er ihn höchstwahrscheinlich wiedererkennen. Ike würde sich sehr sorgfältig verkleiden müssen.

Noch lange nachdem die anderen drei eingeschlafen waren, starrte Theo in der Dunkelheit an die Decke und dachte an Pete Duffy und den Mord, den er begangen hatte. Einerseits fand er es aufregend, an seiner Ergreifung beteiligt zu sein. Andererseits hatte er panische Angst. Pete Duffy hatte gefährliche Freunde, und die hielten sich nach wie vor in Strattenburg auf.

Falls es sich tatsächlich um Pete Duffy handelte, falls er tatsächlich verhaftet und erneut vor Gericht gezerrt wurde, wollte Theo nicht, dass sein Name erwähnt wurde.

Ike? Dem war das egal. Ike hatte drei Jahre im Gefängnis überstanden. Er hatte vor nichts Angst.

Vier

Am Freitagmorgen um neun Uhr hielten die vier Busse aus Strattenburg vor dem Osteingang der Smithsonian Institution, und alle Achtklässler quollen heraus. Das Smithsonian ist das größte Museum der Welt; selbst eine ganze Woche würde wohl nicht reichen, um alles zu sehen. Bei der Planung des Tages hatte Mr. Mount seiner Klasse erklärt, dass das Smithsonian eigentlich aus neunzehn verschiedenen Museen und einem Zoo sowie einer Reihe von Sammlungen und Galerien besteht und dass elf der neunzehn an der Mall liegen. Es beherbergt einhundertachtunddreißig Millionen Objekte jeder Art und trägt den Spitznamen »Dachboden der Nation«. Jedes Jahr besuchen dreißig Millionen Menschen das Smithsonian.

Die Schüler teilten sich auf. Theo und etwa vierzig andere machten sich auf den Weg zum Luft- und Raumfahrtmuseum. Dort verbrachten sie zwei Stunden, sammelten sich dann erneut und marschierten zum Museum für amerikanische Geschichte.

Um halb drei empfing Theo eine SMS von Ike.

Bin in der Stadt, sehe mir gleich mal das Metro-System an, schrieb er.

Theo hatte genug von Museen und hätte sich am liebsten abgesetzt, um gemeinsam mit Ike zu ermitteln. Als es fünf Uhr wurde, hatte er das Gefühl, mindestens hundert Millionen Ausstellungsgegenstände gesehen zu haben, und brauchte dringend eine Pause. Sie stiegen in die Busse und fuhren zum Abendessen zurück ins Hotel.

Um 18.45 Uhr, als Theo in seinem Zimmer fernsah und sich ausruhte, traf eine weitere SMS von Ike ein.

Bin in der Lobby. Kannst du runterkommen?

Komme, schrieb Theo zurück.

Er sagte Chase, Woody und Aaron, sein Onkel sei im Hotel und wolle ihn kurz sehen. Minuten später wanderte er durch die Lobby, konnte Ike aber nicht finden. Schließlich winkte ihm ein Mann an einer Kaffeebar zu, und Theo merkte, dass es sein Onkel war. Dunkler Anzug, braune Lederschuhe, weißes Hemd ohne Krawatte und eine Art Baskenmütze, die das weiße Haar weitgehend verdeckte. Den Rest, die langen Strähnen, hatte er in den Kragen gesteckt. Theo hätte ihn nie im Leben erkannt.

Ike schlürfte einen Kaffee und grinste seinen Lieblingsneffen an. »Wie läuft die